

1. Hypertexte

1. 1. Merkmale und Theorie

Hypertexte können definiert werden als Konglomerate von meist kurzen Texten (auch *nodes* oder *lexias* genannt), die durch elektronische Links verbunden sind. Ein solcher Text setzt einen aktiven Benutzer voraus, deshalb konnte man die Definition auch erweitern zu: “The technology of nonsequential reading and writing. Hypertext is technique, data structure, and user interface.” (Berk/Devlin 543) Die beiden spezifischen Merkmale des Hypertexts sind 1) die nichtlineare Struktur und 2) die Interaktivität, d. h. die für den Leser aus der nichtlinearen Anordnung der Texteinheiten (*nodes*, *lexias*) resultierende Notwendigkeit zu navigieren, einen Pfad durch den Text zu wählen und diesen so jeweils ad hoc neu zusammenzustellen. Gewöhnlich stehen in einer Texteinheit mehrere Links zur Wahl, man muss daher eine Entscheidung treffen. Die eingeschlagenen Lesepfade - und damit der Text in der Abfolge seiner Elemente - unterscheiden sich von Lektüre zu Lektüre. Der Text, die ‘Rezeptionsvorgabe’, nimmt bei jedem Lesevorgang eine andere Gestalt an. Der Hypertext-Theoretiker Jay David Bolter bemerkt, dass man einem Hypertext keine *story* mehr zuordnen könne, sondern nur verschiedene *readings*: “There is no single story of which each reading is a version, because each reading determines the story as it goes. We could say there is no story at all; there are only readings.” (Bolter 125f.) Aktiviert man einen Link, wird das als Sprung empfunden, die neue Texteinheit öffnet sich plötzlich. Der Kontext einer Texteinheit variiert, daher wird auch ihre Bedeutung, je nachdem, auf welchem Pfad man sich ihr nähert, eine andere sein. Da die Fortsetzung des Textes vor dem ‘Sprung’ unsichtbar ist, führt die Entscheidung für einen Link zum Gefühl, etwas versäumt zu haben. Ein Hypertext erscheint daher als Problem, dessen Lösung sich allenfalls Schritt für Schritt, manchmal aber überhaupt nicht einstellt. Lesepsychologen charakterisieren Hypertexte als “gigantisches Versteckspiel” (Wingert 202), als Suche mit äußerst ungewissem Ausgang. Es ist daher nur folgerichtig, dass sich Hypertext-Leser oft des Gefühls nicht erwehren können, etwas übersehen bzw. versäumt zu haben.

Darin liegt auch der wesentliche Unterschied zur Lektüre linear angeordneter Texte. Während man auch in Drucktexten nichtlineare Sprünge vollziehen kann, die Entscheidung für einen der Hypertextlektüre angenäherten Sprung zumindest *möglich* ist, wird die Wahl des Lesepfades und damit der Textfortsetzung in Hypertexten regelmäßig erzwungen. Auch hat bereits die Druckkultur eine Reihe von Konventionen hervorgebracht, die die hypertextuelle Lektüre von Büchern ermöglichen, wie Inhaltsverzeichnis, Paginierung, Gliederung in Kapitel und Abschnitte, Fußnoten und Indizes. Man kann in diesem Fall von proto-hypertextuellen Strukturen sprechen. (Ladow/Delany 4)

Narratives **Zentrum und Digression** sind in Hypertexten nicht mehr zu unterscheiden, der Hypertext operiert mit permanenten Digressionen, weshalb häufig Laurence Sternes *Tristram Shandy* als Vorläufer des Hypertexts zitiert wird. Was zunächst als Digression erscheint, kann sich schon bald als neues Zentrum erweisen, z. B. eingewobene theoretische oder selbstreflexive Kommentare, deshalb findet in Hypertexten eine Enthierarchisierung ihrer Bestandteile statt. Dies bringt möglicherweise Freiheiten, aber auch Probleme für den Leser.

Nach Stuart Moulthrop dient die metonymische Struktur der Syntax bei Hypertexten nämlich nicht wie bei linearen Erzählungen der metaphorischen Schließung: “To conceive of a text as a navigable space is not the same as seeing it in terms of a single, predetermined course of reading. [...] Metonymy does not simply serve metaphor in hypertextual fiction, rather it coexists with metaphor in a complex dialectical relationship. The reader discovers pathways through the textual labyrinth, and these pathways may constitute coherent and closural narrative lines. But each of these traversals from metonymy to metaphor is itself contained within the larger structure of the hypertext, and cannot of itself exhaust that structure’s possibilities.” (Moulthrop 129)

Beginn und Ende eines Hypertexts sind meist arbiträr und von Leserentscheidungen abhängig. Vor allem ist meist keine eindeutige *closure* möglich. Für Leserinnen und Leser kann es bei solchen Texten nicht darum gehen, das eine vorgegebene Ende zu finden, sondern irgendeine plausible Lösung. Die Hypertext-Lektüre wird von manchen Kritikern als von Frustration und Orientierungslosigkeit, dem Gefühl im *hyperspace* verloren zu sein, dominiert empfunden. Nicht Erfüllung, sondern Erschöpfung beendet für sie die Lektüre. Dieser Effekt ist mitunter durchaus einkalkuliert, etwa als impliziter Hinweis auf die Unmöglichkeit der angemessenen Repräsentation eines Gegenstands durch lineares Erzählen. In diesem Sinn bemerkt Michael Joyce in einer vielzitierten Stelle aus seiner Hyperfiction *afternoon*: “Closure is, as in any fiction, a suspect quality, although here it is made manifest. When the story no longer progresses, or when it cycles, or when you tire of the paths, the experience of reading it ends.”

Die zentrifugalen Kräfte lenken ab, aber ist nicht-lineares Lesen überhaupt möglich? Auch sequentielles Lesen ist nicht vollkommen linear, sondern springt (man beachte die Augenbewegungen beim ganz ‘normalen’ Lesen!) und ist konstruktiv, weil auch ‘lineare’ Texte räumlich angeordnet sind. Robert Coover, der unter dem Titel “The End of Books” bereits 1992 einen vielzitierten Aufsatz über *hypernovels* verfasst hat, bemerkt mit Bezug auf *afternoon*, dass der Erzählfluss in dem Text “give[s] way to a kind of static low-charged lyricism - that dreamy gravityless lost-in-space-feeling of the early sci-fi films.” Die Neugierde erlahmt mit der Zeit, aber man gelangt zu keinem Ende. Aber ist das nicht eigentlich eine Erwartung, die sich auf herkömmliche, um nicht zu sagen: triviale Erzählmuster stützt? Hat der *Ulysses*, um aufs Geratewohl den berühmteren Namensvetter des *afternoon*-Autors zu nennen, ein Ende? Weil Molly ‘yes’ sagt? Oder die *Recherche du temps perdu*? Oder irgendein anderer Roman der Moderne? Hat sich schon jemand entblödet, Musil vorzuwerfen, dass der *Mann ohne Eigenschaften* Fragment geblieben ist, und mindert das in irgendeiner Weise seine Qualität? Ganz zu schweigen von postmodernen Romanen, etwa Thomas Pynchon’s *Gravity’s Rainbow*; die Rätsel, die die *story* dieses Romans aufgibt, werden nicht aufgelöst, der Protagonist stirbt weder noch überlebt er, er ist “broken down [...] and scattered”, was das genau bedeutet, bleibt offen, ohnehin ist seine Identität nur sehr schwer festzumachen. Kurz: die ‘Probleme’, die der Hypertext bei der Lektüre aufwirft, sind in (post-)moderner Printliteratur ebenso anzutreffen. Und schließlich kann man die Desorientierung, das Gefühl des *being lost in hyperspace*, die Hypertexte in der Regel mit sich bringen, auch positiv bewerten, wie dies Mark Bernstein, der Miterfinder von Storyspace, in seiner Begleitbroschüre zu dem Programm tut: “Indeed, a degree of

disorientation, deliberately and thoughtfully controlled and guided, can be a powerful tool for writers.”

Mit der bei jedem Lektüreakt jeweils unterschiedlichen physischen Form des Textes ändert sich auch seine **Bedeutung**. Die Bedeutung jeder Texteinheit ändert sich je nachdem, über welchen Pfad man eine Seite erreicht hat bzw. verlässt, da sie jeweils in neuem Kontext erscheint, ein Effekt, den Derrida als ständige Verschiebung der Bedeutung begreift und als *différance* bezeichnet. Wiederholung ist demnach nie Wiederholung, sondern sie bringt zumindest minimal Unterschiedliches hervor, da der neue Kontext des inzwischen Gelesenen die Bedeutung verändert. Derrida spricht in diesem Zusammenhang von Iterativität. Zugleich wird der Raum der Kontexte dadurch ins Unbestimmbare hinein erweitert: “If instead of conceiving of the link as an instrument of textual communication (movement and meaning), you consider it as a trace of the iterability of hypertextual threads, as the shape of the turn that divides them and subverts the limiting traits of context, then navigation across (or by means of) the link amounts to moving within a dilatory space whose limits can’t be circumscribed.” (Harpold)

Wechselnde Kontexte ändern die Bedeutung. Diesen Umstand haben Künstler schon früh erkannt, zum Beispiel in der Pionierzeit des Spielfilms: “In the 1920s the Russian film pioneer Lev Kuleshov demonstrated that audiences will take the same footage of an actor’s face as signifying appetite, grief, or affection, depending on whether it is juxtaposed with images of a bowl of soup, a dead woman, or a little girl playing with a teddy bear. Using the computer, we can make use of the Kuleshov effect to create juxtapositions that are intentionally open to multiple meaningful interpretations. In a kaleidoscopic story with multiple points of view, any shared event can take on different meanings, depending on whether the same moment is approached in the context of one character’s life or another’s.” (Murray 160)

Und Janet Murray führt weiter aus, dass die Multiperspektivität mit der zeitgenössischen postmodernen und multiperspektivischen Weltansicht in Einklang steht:

“The kaleidoscopic power of the computer allows us to tell stories that more truly reflect our turn-of-the-century sensibility. We no longer believe in a single reality, a single integrating view of the world, or even the reliability of a single angle of perception [...] The solution is the kaleidoscopic canvas that can capture the world as it looks from many perspectives - complex and perhaps ultimately unknowable but still coherent.” (Murray 162)

Hypertexte sind gewissermaßen eine Veranschaulichung und Materialisierung der veränderlichen Kontexte und ein Versuchsanordnung, was dabei geschieht.

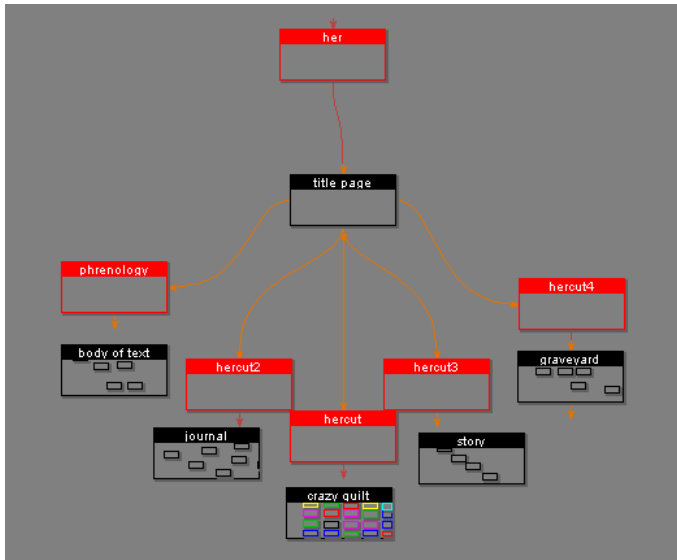
Allerdings gibt es auch Gegenmeinungen. Ganz allgemein scheinen Kritiker, die konventionelle Erzählliteratur zum Vergleich heranziehen, die Folgen der “Nichtlinearität” zu überschätzen. Wenn man Erfahrung mit experimenteller Literatur hat, sind die Effekte, die Hypertext erzielt - unklare Zeitstrukturen und ganz allgemein fehlende Kohärenz zwischen Textpassagen - nicht so unerhört. Man kann sich auch auf den Standpunkt stellen, dass die Reihenfolge, in der man die Puzzleteile, zum Beispiel die Texteinheiten von *afternoon*, liest, nicht viel an der Bedeutung bzw. Interpretation ändern. Ohnehin wird man es nicht bei einmaliger Lektüre bewenden lassen - damit wird man kaum zu einem befriedigenden Ergebnis kommen -, sondern mehrere Male in den Text einsteigen. Wichtig ist nur, dass man

alle Teile entdeckt und gelesen hat, gerade bei Verwendung von *conditional links* (siehe unten) ist das nicht so selbstverständlich. Und beim Zusammensetzen der Teile stellt man ohnehin eine 'lineare' Abfolge her, egal in welcher Reihenfolge man die Teile 'aufgelesen' hat.

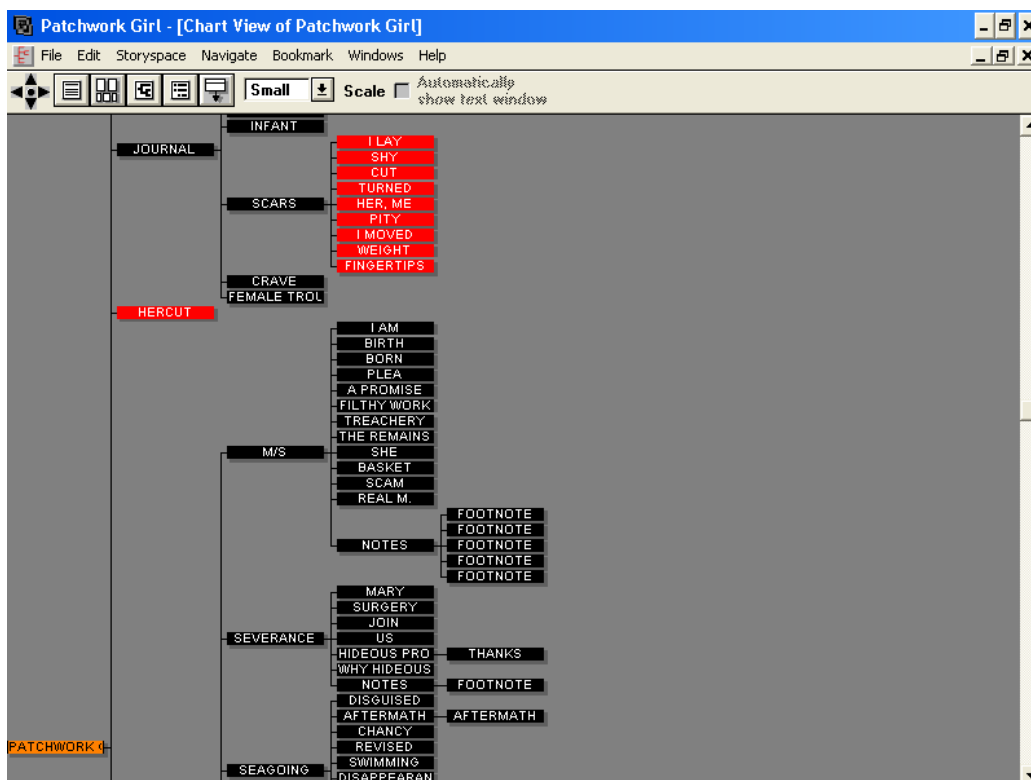
Ein weiteres Problem für die Lektüre wie für die Literaturwissenschaft ist der fehlende **Überblick** über die Gesamtstruktur eines Hypertexts. Hypertextstrukturen lassen sich graphisch, in Form eines Diagramms oder einer Karte, etwa dem Plan einer Stadt oder eines Hauses, wie sie Hypertexten manchmal beigegeben werden, darstellen. Solche Diagramme geben zwar einen Überblick über die Form, sie ermöglichen aber keinen Zugriff auf die Summe der möglichen Kombinationen der Texteinheiten und noch weniger auf das semantische Potential der Texte; dieses entzieht sich der Beschreibung, da die Zahl der möglichen Pfade bzw. Kombinationen ab einer gewissen Anzahl Texteinheiten schnell astronomische Größen annimmt. (Ein bekanntes Beispiel für dieses Problem ist Raymond Queneaus Sonettmaschine *Cent mille milliards de poèmes*). Aber auch die Komplexität der Verknüpfungsstruktur an sich macht die Analyse schwierig. In der Hypertexttheorie hat sich hier der von Deleuze und Guattari eingeführte Vergleich mit dem Rhizom eingebürgert, der das Moment des unkontrollierten Wildwuchses betont. Das Wort kommt aus dem Griechischen und bedeutet Wurzelstock. Es bezeichnet die Sprossachse insbesondere von Stauden, mit Wurzeln, Niederblättern und Knospen. Umberto Eco in der *Nachschrift zum Namen der Rose* definiert das Rhizom-Labyrinth folgendermaßen: "Das Rhizom-Labyrinth ist so vieldimensional vernetzt, dass jeder Gang sich unmittelbar mit jedem anderen verbinden kann. Es hat weder ein Zentrum noch eine Peripherie, auch keinen Ausgang mehr, da es potentiell unendlich ist. Der Raum der Mutmaßung ist ein Raum in Rhizomform."

Verschärft wird das Problem des mangelnden Überblicks bei ins World Wide Web gestellten Texten, die infolge der Verlinkung nach 'außen' kaum mehr gegen andere Texte abgegrenzt werden können. Die Grenzen zwischen 'innen' und 'außen' sind nicht mehr klar zu bestimmen; Texteinheiten werden allenfalls noch durch die Adresse des Servers, auf dem sie abgespeichert sind, zusammen gehalten. Diese Art der Stiftung von textueller 'Homogenität' ist aber nicht mit der Wirkung von Buchdeckeln zu vergleichen und wird in der Lektüre wohl kaum wahrgenommen.

Hypertexte bilden einen Raum von Möglichkeiten, verschaffen Pläne (**Maps**) Orientierung? Retten Sie vor dem Gefühl des *being lost in hyperspace*? Sind sie ein Inhaltsverzeichnis, repräsentieren sie die Struktur, sind sie daher der eigentliche Text? Die Summe der möglichen Verknüpfungen ist aber oft zu groß, die Struktur zu komplex, um in ihrer Gesamtheit 'gelesen' werden zu können. Hier ein einfaches Diagramm, das den Beginn von Shelley Jacksons *Patchwork Girl* zeigt:



Die Struktur dieses Hypertexts ist relativ simpel, was man auch beim Lesen an der eher geringen Zahl von Links pro Texteinheit (meist nur einer, manchmal zusätzlich noch eine Fußnote) erkennen kann. Auch eine andere Darstellungsweise, jene in Chartform, zeigt, dass der Text beinahe bieder geordnet ist.



Das Konzept der **Autorintention** wird im Zusammenhang mit Hypertexten häufig in Frage gestellt. Vom Tod des Autors ist im Anschluss an Michel Foucault und Roland Barthes die Rede, und von der Geburt des Editors sowie der damit korrespondierenden Emanzipation des Lesers, besonders nachdrücklich bei George P. Landow in seinem bereits zum 'Klassiker' avancierten Buch *Hypertext* von 1992 und bei Jay David Bolter in *Writing Space* (195-206). Beide vertreten die Ansicht, dass Hypertext vorführe, was die Dekonstruktion auf sehr

theoretische und schwer nachvollziehbare Weise postuliere, nämlich die Auflösung der Identität des Autors im System der Texteinheiten. Andere gerne bemühte poststrukturalistische Autoritäten sind Derrida, der auf den Verlust der Eindeutigkeit sprachlicher Äußerungen durch den ständig wechselnden Kontext hingewiesen hatte, und Deleuze und Guattari, die den Hypertext als Rhizom als nicht katalogisierbares Wurzelgeflecht beschrieben hatten. Die intensive Intertextualität, die durch Hypertexte realisiert werde, verlagere die Bedeutungsgebung stark vom Autor zum Leser. Hypertexte seien mehrstimmig, die kohärenzstiftende Funktion des Autors verliere an Relevanz, sie bedürften also der Leseraktivität, um Sinn zu ergeben. Gefragt seien 'Wreaders', nach Barthes' Unterscheidung von *textes lisibles* und *textes scriptibles* (in der englischen Übersetzung *readerly* und *writerly texts*) eine Mischung von *readers* und *writers*, die gewissermaßen am Text mitschreiben. Vielleicht lässt sich auch noch eine weitere Unterscheidung Barthes' sinnvoll auf Hypertexte anwenden: er unterscheidet zwischen akribischer Lektüre, die nichts auslässt, die schwerfällig ist und am Text klebt, und der anekdotischen Lektüre, die direkt auf die Wendungen der Anekdote zusteuert. Welche Lesart ist dem Hypertext angemessen? Die anekdotische Lektüre wird durch die Verlinkung gewissermaßen erzwungen, man 'liest auf', was man erwischen kann. Gleichzeitig versucht man Kohärenz zu stiften, zu sammeln und etwas aus dem Gesammelten zu machen. so wie das ein Herausgeber tut. Ein Prototyp eines leichtsinnigen und schlampigen, sozusagen anekdotisch lesenden Herausgebers ist der für die Textgestalt von E. T. A. Hoffmans *Kater Murr* Verantwortliche, der durch Zerreißen eines Buches einen frühen Hypertext herstellt: "Als der Kater Murr seine Lebensansichten schrieb, zerriß er ohne Umstände ein gedrucktes Buch, das er bei seinem Herrn vorfand, und er verbrauchte die Blätter harmlos teils zur Unterlage, teils zum Löschen. Diese Blätter blieben im Manuskript und - wurden, als zu demselben gehörig, aus Versehen mit abgedruckt! De- und wehmütig muß nun der 'Herausgeber' gestehen, dass das verworrene Gemisch fremdartiger Stoffe durcheinander lediglich durch seinen Leichtsinn veranlaßt, da er das Manuskript des Katers hätte genau durchgehen sollen, ehe er es zum Druck beförderte." Die Position eines Editors zwischen Leser und Textarrangeur erinnert stark an die eines Hypertextlesers.

Als Herausgeber muss man manchmal raten, was ein Text eigentlich sagen will, ob sich Autoren nicht geirrt haben, wie ihre Absicht am besten zum Ausdruck gebracht wird u. ä. Der Sprachwissenschaftler und Philosoph Charles Sanders Peirce schreibt dem Raten eine evolutionär hochwichtige Rolle bei der Entwicklung des Intellekts zu, und er nennt dieses Vorgehen **Abduktion**. Es handelt sich dabei um die Fähigkeit, Hypothesen zu bilden, d. h. Strategien effizienten Ratens zu entwickeln. Abduktion ist der erste Schritt allen Forschens, weil sie die Voraussetzungen für nachfolgende Deduktionen und Induktionen schafft. Und wenn man Umberto Eco glaubt, liegt die Logik der Abduktion der Logik des Lesens und Interpretierens zugrunde. (Eco 1987, 45) Abduktion ist wichtig für Detektive, sie wählen Hypothesen und scheidet andere aus, bewegen sich dadurch in eine bestimmte Richtung, ähnlich müssen Hypertext-Leser Spuren suchen, den Links folgen und plausible Zusammenhänge zwischen den Texteinheiten herstellen.

Plausibel sind bzw. zuerst überprüft werden laut Peirce - nach dem Ökonomieprinzip - zunächst die naheliegenden, am einfachsten zu überprüfenden möglichen Zusammenhänge.

Dadurch lassen sich die an und für sich irrationalen Abduktionen im Nachhinein als Argument darstellen. Sie können aber auch zu völlig freien, unplausiblen Assoziationen und Ergebnissen führen. Wenn etwas zusammen gebracht wird, was nie vorher zusammen gedacht wurde, nennt man das Kreativität, der abduktive Einfall wird dann zum kreativen Gedankensprung.

Beim Lesen von Hypertexten wird eine vorgegebene Beziehung zwischen zwei Texteinheiten auf ihre Plausibilität hin überprüft. Die Beziehung kann sich als genial ('kreativ') oder als banal ('langweilig') erweisen.

Die abduktive Bewegung des Verknüpfens findet sich bei der Hypertextlektüre wieder. Prinzipiell scheint es zwei Möglichkeiten oder widerstrebende Tendenzen zu geben: 1) die abschweifende, anekdotische Lektüre, die nicht an Einheit, Abschluss, Kohärenz interessiert ist, und 2) die gerade auf Einheit und Struktur der Gesamtheit fixierte Lektüre, die unter Umständen paranoid Zusammenhänge sucht, wo gar keine vorhanden sind.

Literarische Hypertexte können kaum noch als Werke im herkömmlichen Sinn bezeichnet werden, es fehlt ihnen die Einheit und Geschlossenheit. Häufig diskutiert wird die Frage, ob durch die Wahl des Lesepfades über Links tatsächlich die 'Macht' über den Text vom Autor zum Leser verschoben wird, die **Leser** also an **Freiheit** gewinnen. Jay David Bolter erwartet sich von Hypertext und kommunikativen Netzwerken den Gnadestoß für die ohnehin schon im Schwinden begriffenen hierarchischen Strukturen in den westlichen Gesellschaften. Voraussetzung dafür sei das Ende der Druckkultur, der Gutenberg-Galaxis, die häufig als wichtiger Faktor für den Siegeszug der bürgerlichen Gesellschaft angesehen worden war. Landow wiederum meint, dass die Auswahl zwischen verschiedenen Möglichkeiten, die der Hypertext von den Usern ständig verlangt, aufgeklärte, mündige und selbständige Bürger hervorbringt: "In linking and following links lies responsibility - political responsibility - since each reader establishes his or her own line of reading." (184) Vor allem werden auch Verbindungen zwischen verschiedenen Disziplinen hergestellt, was zur Bildung von eigenständigen Bildungs-Netzwerken führt, die Gregory Ulmer als "mystories" bezeichnet. (84) Dieser Terminus wäre auch ganz gut geeignet, um literarische Hypertexte wie Joyces *afternoon* zu beschreiben.

Festzuhalten ist aber zunächst, dass die Leserfreiheit vor allem von der Zahl der Verknüpfungsmöglichkeiten abhängt: Das Spektrum reicht von der Annäherung an das lineare Erzählen in Fällen, in denen ein Textsegment lediglich einen Link und damit nur eine einzige Möglichkeit der Fortsetzung aufweist, bis hin zu weitgehender Entscheidungsfreiheit durch mehrere, oft zahlreiche Anknüpfungsmöglichkeiten. Die Navigation durch einen Hypertext zielt nicht zuletzt darauf ab, das zugrundeliegende Bauprinzip, seine Ordnung, zu erkennen. Wie Stuart Moulthrop am Beispiel von John G. McDaid's Hyperfiction *Uncle Buddy's Phantom Funhouse* zeigt, schließt Hypertext die Manipulation des Lesers durch den Autor nicht aus. Auf jeden Fall ist es der Verfasser, der - unter Einsatz der verwendeten Technologie - die Regeln für die Benützung vorgibt. (Moulthrop 1991, 77) Auch Michael Joyce unterstreicht die dominierende Rolle des Verfassers, wenn er von einem "master text", der alle durch den Autor bzw. das Programm vorgegebenen Pfade umfasst, und den vom Leser aktualisierten Varianten davon, "available to readers along a presentational path

predetermined by the writer and selected or influenced by the reader”, spricht. (Joyce 1991, 83)

Sehr wichtig scheint auch die Unterscheidung zwischen Freiheit der Assoziation und Freiheit der Kombination, die sich mit Landows Unterscheidung von impliziter und expliziter Intertextualität berührt. (Landow, 35f) Hypertexte gewähren Lesern die Freiheit der Kombination, die Freiheit zu Assoziationen von Bedeutungen und Kontexten im Sinne der Intertextualität müssen sie selbstverständlich mit Literatur in anderen Medien teilen. Die Euphorie über die befreiende Rolle des Hypertexts scheint auf einer Verwechslung der kombinatorischen mit der konnotativen Offenheit zu beruhen. Und schließlich sei vermerkt, dass nach poststrukturalistischer Lehre auch die Leser nicht die ‘Macht’ über die Bedeutungsgebung haben können, weil einerseits Texte von ihrer Struktur her prinzipiell nie eindeutig sein können und andererseits Leser auch nur Individuen sind, deren Denken, Handeln und eben auch Lesen laut der Diskurstheorie Foucaults von schwer fassbaren Strukturen bestimmt wird.

Es ist nicht ausgeschlossen, dass die intensive Untersuchung der Rezeption von Hypertexten den bereits verschiedentlich geäußerten Verdacht erhärtet, dass die kombinatorische sogar auf Kosten der assoziativen Freiheit geht. Die Vorgabe bestimmter Kontexte und Assoziationen (denn was sind Links anderes als Assoziationen?) engt den intertextuellen Assoziationsraum tendenziell ein, ‘vorprogrammierte’ und allzu explizite Intertextualität bedeutet eher Bevormundung als Befreiung.

Eine mit der Leserfreiheit verwandtes Problem betrifft die literaturgeschichtlich bedeutsame Frage, ob der Roman durch die Hypertexttechnik von den **Zwängen des traditionellen** (linearen) **Romans befreit** würde? Robert Coover schrieb, dass der traditionelle Roman patriarchalisch, kolonialistisch, kanonisch, besitzergreifend, hierarchisch und autoritär gewesen sei, und er begrüßte den Hypertext als radikal divergierende Technologie, die interaktiv und vielstimmig sei, die Pluralität der Diskurse der eindeutigen Aussage vorziehe und den Leser von der Herrschaft des Autors befreie. Gegen solchen rhetorischen Überschwang ist darauf hinzuweisen, dass Hypertexte zweifellos für die Abbildung bestimmter Themen und Motive geeignet sind, zum Beispiel für Sachverhalte, über die man infolge von Schuldgefühlen oder anderen Widerständen nicht linear und zügig spricht, wie zum Beispiel für den Unfall in *afternoon*. Die Textabbrüche sowie das für Hyperfiction übliche Sich-im-Kreis-Bewegen der Leser tragen formal dem Unvermögen Rechnung, die schreckliche Erfahrung in Worte zu fassen. Insofern ist der Mangel an linearer Konstruktion ein Gewinn an Aussage, eine Möglichkeit, wortlos dem poetisch Ausdruck zu geben, was nicht in Worte gefasst werden kann. Oft ist sogar unklar, wer spricht, und man muss es aus dem größeren Zusammenhang erschließen.

Als vorläufiges Résumé dieser Beobachtungen lässt sich festhalten, dass weder die physische Struktur, das Objekt des Textes, noch das semantische Potential eines Hypertexts von einem einzelnen Leser ausgeschöpft werden können. Trotz aller partieller Bemühungen um Überblick gilt grundsätzlich Wingerts Feststellung: “Das Lesen solcher hypertextueller Gesamtstrukturen ist nach meiner Einschätzung ungelöst [...]” (Wingert 197). Gerade die

(empirische) **Leserforschung** birgt aber die Chance, abseits von blumigen Formulierungen Erkenntnisse über die Funktion und Wirkung von Hypertexten zu bringen.

Über ein möglicherweise wegweisendes Experiment berichtet der oben zitierte Lesepsychologe Bernd Wingert. Anhand des Hypertexts *Forking Paths* (von Stuart Moulthrop in Anlehnung an die bekannte Erzählung von J. L. Borges verfasst) wurde von ihm das Spiel mit Erwartungen vor dem Absprung zu neuen Texteinheiten ausgelotet. Die Links wurden von den Lesern nach Priorität gereiht, also danach, welche Verknüpfungen am interessantesten erschienen. Zu jedem Link wurden dann Hypothesen darüber gebildet, was sich dahinter verbergen könnte, und diese Hypothesen vor dem Öffnen mit den Wirkungen nach dem Lesen der jeweiligen Texteinheit verglichen. Es wurde festgehalten, ob die Erwartungen voll, teilweise oder gar nicht aufgegangen waren. Anschließend wurde das Lektüreerlebnis bewertet. Als Gründe für positive Wertungen wurden etwa genannt: das Aufdecken von Motiven einer Handlung, die Ausschmückung einer Szene oder para- und metasprachliche Zusätze bzw. Erläuterungen. Negativ bewertet wurden unter anderem ein zu großer 'Abstand' der beiden verknüpften Texteinheiten, Wiederholungen oder ein zu plumper Effekt. Von Bedeutung war auch die Frage, ob irgendeine Notwendigkeit zum Sprung vorlag, d. h. ob die Form des Links mit dem Verhältnis der verbundenen Inhalte übereinstimmte. (Wingert 1999)

Man sieht, dieser Test, der überdies auf eine Bewertung hinauslief, also den Grad der 'Zufriedenheit' der Hypertextleser erhob, weist in Richtung konventioneller Erwartungen bei den Lesern. Außer auf Erwartungen und Wertungsfragen müsste das Verfahren der empirischen Erhebung zweifellos auch auf andere Gesichtspunkte bezogen werden, z. B. auf den Leserhythmus. Zu hinterfragen wären etwa Behauptungen wie "Hypertextleser neigen generell zum rastlosen Abzweigen" oder "Die Konzentrationsspanne von Hypertextlesern ist kürzer als jene von Buchlesern".